

Abend-



Zeitung.

Neununddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: fünfter Jahrgang.

N^o 9.

Donnerstag, den 23. August.

1855.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; das dazu gehörige Literaturblatt von in der Regel einem halben Bogen kommt alle fünf Wochen heraus. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Thlr., Inzerate werden mit 1 Rgr. die geiv. Perizeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

Erinnerungsblätter aus dem Leben eines Criminalisten.

Von

Ernst Frihe.

(Schlus.)

Als die Tochter mit der Mutter allein war, sagte die Letztere ohne Rücksicht auf den verstörten Gemüthszustand Hedwigs: „Du wirst von heute ab nicht mehr den Namen Hedwig von Brauschütz führen, sondern Dich Hedwig Brandow nennen. Ich selbst lege nun den Namen Brauschütz ab und nehme meinen Familiennamen Brandow wieder an.“

Hedwig sah geängstigt von der Seite auf. Was wartete ihrer nach diesem Eingange? O, sie kannte ihre Mutter — sie kannte die Scorpionstiche, womit sie den Geist und die Seele tödtete.

„Sei froh mein Kind, daß wir unter diesem bürgerlichen Namen die Schandè bergen können, einem für infam erklärten Edelmann angehört zu haben. Dein Vater wird in's Zuchthaus gehen der Heldenthat wegen, die er ausgeübt, als er Dich mir geraubt hat.“

Hedwig hob stehend die Hände zu ihr empor.

Sie war bleich, wie Marmor geworden. „Mama — ich will mein Lebenlang bei Dir bleiben — ich will Dich nie wieder verlassen“ — bat sie mit erstickter Stimme — aber ich beschwöre Dich, mache meinen Vater nicht unglücklich — Mama, ich will Dich lieben und ehren, ich will Dich pflegen, Dir gehorchen — o, verzeihe nur dieses eine Mal noch —“

Die Dame sah ihre Tochter freundlich an und schwieg. Dieser eine Blick genügte, um Hedwig's Bitten sogleich zu ersticken. Er verrieth die Macht der Bosheit!

Von Tag zu Tag erhielt das arme junge Mädchen ihre geeigneten Lectionen und sie begannen wirksam zu werden.

Man sah die Mutter stets mit der Tochter. Sie hielt sie unausgesetzt unter Aufsicht, aber man gewahrte nichts, was eine Veranlassung zu dem verstörten Blicke, zu dem bleichen Gesichte und zu der einfallenden Wange des Kindes verrathen hätte.

Als Frau Brandow ließ sie sich in der Stadt nieder. Weshwegen? Ganz gewiß, um auf die rechtskräftige Beurtheilung ihres gewesenen Gatten zu harren und in derselben ein Labsal für erlittene Trauer zu finden.

Der Proceß gegen ihn war im schönsten Gange, schleppte sich jedoch mit der gewöhnlichen Langsamkeit fort, ohne zur Entscheidung zu kommen.

Er war des „Menschenraubes“ angeklagt und trotzdem er durch Darstellungen der Verhältnisse ein milderndes Licht über seine Handlung, die er selbst durchaus nicht als strafbar anzuerkennen Lust zeigte, zu werfen suchte, so stand seine Sache doch sehr mißlich. Man hatte durch seinen Lebenswandel eine vorgesezte Meinung bekommen und schien nicht geneigt, seinen lazen Grundsätzen Spielraum zu lassen. Monate waren vergangen. Im langweiligen Schlendrian entwickelte sich dieser Proceß — hin und wieder ein Termin — damit glaubte man damals seiner Pflicht Genüge zu thun. Im Allgemeinen verfuhr man mit großer Rigorosität.

Endlich hielt man es für ratsam, auch die geraubte Tochter zu verhören um den Thatbestand zu constatiren.

Dieser gerichtlichen Aufforderung durfte die Mutter sich nicht widersetzen. Sie beschloß aber Hedwig zu begleiten, um jede Zusammenkunft des Vaters mit der Tochter zu hintertreiben. Eine flüchtige Bewegung durchzuckte das Mädchen, als die Mutter ihr sagte, wohin sie zu gehen gezwungen seien.

War es Schreck? War es Freude? Frau von Brauschüg war unsicher über den Charakter dieser innerlichen Regung.

„Glaube nicht, daß Du Deinen Vater sehen wirst,“ meinte sie mit malitiossem Lächeln. Hedwig sah kalt zu ihr auf. Die Tochter überflügelte in Klugheit die Mutter.

Kaum hatten Beide das Verhörzimmer betreten, kaum war der Inquirent, ein ernster Mann mit strengen rechtlichen Zügen, hinter die Schranken getreten und machte Miene, seine Fragen zu beginnen, als Hedwig die Barriere aufriß, sich vor dem erschrockenen Mann niederwarf und in herzerschütterndem Tone um Hilfe und Rettung flehete und daran die entsezlichsten Klagen über ihre Mutter reihete. Durch diesen Schritt, ein von Gott ihr eingeflösster plötzlicher Entschluß, gewann die Sache eine andere Gestalt. Mit dem Zauber der Wahrheit schilderte das Kind, kaum zehn Jahr alt, die Verhältnisse des Vaterhauses und mit der Gluth der inneren Empörung malte sie das Benehmen ihrer Mutter, die

geisterbleich neben ihr stand und nichts von Allem in Abrede zu stellen vermochte, wessen sie Hedwig beschuldigte. Dem Gesetze fallen freilich solche Vergehen nicht anheim, wie sie sich hatte Tag für Tag zu Schulden kommen lassen, aber die kalte Verachtung straft sie. Diesen stillen Sünden der Bosheit folgt der Abscheu und die Furcht der Menschen. Frau von Brauschüg wußte nichts zu erwidern, als der erschütterte Richter die Frage an sie richtete: ob das Kind, ihre eigene Tochter, sich der Lüge schuldig gemacht habe. Sie mußte mit der lang geübten würdigen Ruhe den Schauplatz verlassen, wo sie die Süßigkeit einer Rache zu finden und zu genießen gehofft hatte. Ihre Tochter blieb unter dem Schutze des Gesetzes. Jetzt kam ein regeres Leben in den Gang des schwebenden Processes.

Jedermann interessirte sich dafür, jedermann brannte vor Begier, einen Mann frei gesprochen zu sehen, der sich zwar verschiedener Sünden schuldig gemacht, aber die leicht partheilichen Stimmen der Natur für sich gewonnen hatte. Es gingen Berichterstattungen günstiger Art an die Oberbehörden, — man wünschte den Proceß vor dem Urtheilsspruch noch niederschlagen zu dürfen. Die ehrenvolle Stellung eines Mannes erleidet einen zu unheilbaren Stoß bei der Verurtheilung zum Zuchthause, als daß man unter den vorliegenden Umständen nicht gern Alles angewendet hätte, um dies Unheil von Brauschüg abzuwenden. Nach langer Verzögerung, ein Brüststein der Geduld für den armen Mann, kam der günstige Bescheid: „daß der Landesherr, in Betracht der persönlichen guten Eigenschaften des Angeklagten, so wie der ehrenvollen Antecedentien, wovon seine Tapferkeitsorden Zeugniß gäben, die ganze Sache als erledigt ansehen und ad acta schreiben lassen wollte.“

Nach dieser Cabinetsordre wurde Brauschüg seiner Haft entlassen.

Wenn nach einem düstern Zeitabschnitte im Leben der Mensch mit neuer Thatkraft ins bürgerliche Treiben zurücktritt, so ist das ein Zeichen, daß die Grundelemente in ihm gut sind und nur durch Umstände verdunkelt waren. Brauschüg war, in seiner monatelangen Haft, einem einsamen Nachdenken hingegeben, zum Bewußtsein gelangt, daß sein leichter Sinn ihn auf Irrwege geführt und zu Ueberschreitungen seiner heiligsten Pflicht geleitet hatte. Die Verhält-

nisse, die er mit leichtsinnigen Mädchen, denen ihr Ruf nichts galt, unterhalten hatte, waren Veranlassung zu einer ganz bestimmten Nichtachtung gewesen, und der Grund zu einer schimpflichen Haft geworden. Seine Ehre compromittirt von den Vorfällen, die das Tagesgespräch bildeten, beischte, daß er in derselben Stadt verblieb, um dem Publikum eine richtige Schätzung seines Charakters beizubringen.

Er verkaufte das hübsche Haus in jener Provinzstadt, das er mit so vieler Vorliebe gebauet und zu einem Asyl seiner spätern Lebensjahre mit so edlem Geschmacke ausgestattet hatte. Er ließ sich nieder in der Stadt, wo er gelitten hatte und wo sein Wesen geläutert wurde. Seine Tochter brachte er in ein Institut, dessen Vorsteherin geeignet war, das auszurotten, was Erziehung und böses Beispiel ihrem Charakter Nachtheiliges verliehen hatte. Die strengste Sittlichkeit in Worten und Werken verschaffte diesem Manne schnell die Achtung wieder, die er verloren gehabt hatte, während das Andenken an seine Gattin eine Art Grauen bei denen erregte, die tiefer in das Gewebe ihrer böshaftern Machinationen hatten blicken können.

Von ihr können wir dem Leser keine Nachricht weiter geben.

Als sie ihre Pläne zum Verderben ihres Gatten scheitern, als sie sich plötzlich durch ihre eigene Tochter mit ihrer innerlichsten Gesinnung, mit ihrer Bosheit und still geübten Niederträchtigkeit an den Pranger gestellt sah, da verschwand sie. Wo in sie sich nach dieser Katastrophe gewendet, ist uns unbekannt geblieben.

T h e r e s e.

Novelle

von E. O. S.

I.

Das Boudoir.

Im Schlosse Kanthal wurden große Vorbereitungen getroffen. Im Garten standen alle Rosen, alle Levkoen in voller Blüthe; man stellte Tafeln darin auf, befestigte Guirlanden und Girandolen von buntem Glase.

Es war ein reizender Garten mit Rasen, Statuen, Blumen, gelben Alleen und grünen Bäumen; Alles auf kleinem Raume vereinigt, wie es bei allen Gärten in großen Residenzen ist. Mitten auf dem Rasen erhob sich zwischen Bäumen, leicht und grazios, das Schloß; vor Allem zeichnete sich in der ersten Etage ein Balkon und dahinter ein geöffnetes Fenster mit weißem Vorhang aus; es war das Zimmer des Fräulein Therese von Kanthal.

Man sagt die Art der Ausschmückung des Zimmers eines jungen Mädchens verräth dessen innerstes geistiges Wesen, werfen wir daher einen Blick auf die des Zimmers des Fräulein von Kanthal.

Die Wände sind mit einem veräschten Stoffe, lila und blaßrothe Blumen auf weißem Grunde, bekleidet. Die Meubeln sind von Ebenholz und durch die geöffneten Vorhänge, weiß wie das Kleid einer Braut, sehen wir den Himmel, den Rasen und die Blumen.

Dieses kleine Universum schloß drei Welten in sich: eine Toilette, ein Piano und eine Bibliothek. Letztere aus Bänden, in blaue Seide gebunden, bestehend, enthielt Schiller, Hoffmann, Novalis, Dante und Walter Scott, das Piano von Palissanderholz war Mozart und Rossini geweiht und die Toilette spiegelte in diesem Momente eine entzückende Gestalt, die Fräulein Theresens zurück, welche sich das Haar ordnete, um in einem Tableau Alice Lee von Woodstock darzustellen.

Wer das junge Mädchen sah vergaß Rasen, antike Marmor-Statuen, Blumenduft, Baumesgrün, das elegante Schloß und die zierlichen Meubeln.

Ihre Züge besaßen eine seltene Einheit; üppige braune Locken umgaben ihr Gesicht und hoben ihren ausgezeichnet weißen Teint. Keine Rosenknospe war röthiger und frischer als ihre Lippen; ihre großen Augen hatten einen übernatürlichen Ausdruck, träumerisch und melancholisch, wenn sie sich aber belebten, strahlten sie mit zauberischer Macht. Ihre ganze Gestalt war vollkommen schön, nur ihre Taille würde etwas zu schlank erschienen sein, wenn nicht auf ihrem ganzen Wesen etwas Himmlisches, Unmaterielles geruht hätte.

Ihre Eltern hatte sie zeitig verloren und lebte bei ihrer Tante, der Herzogin von Kanthal, einer guten, lebenswürdigen, geistreichen aber frivolen

Frau, die keine Zeit hatte, die Erziehung ihrer Nichte zu leiten.

Das junge Mädchen erzog sich selbst; sie lernte mit Leichtigkeit die Moded Sprachen, zeichnete prächtig und spielte mit Verständniß Piano. Sie laß viel aber ohne Auswahl und bildete sich, von der Natur obnehin mit träumerischer Einbildungskraft und enthusiastischer Seele begabt, eine ganz besondere Ansicht von Welt und Leben. Der Mond, die Wolken, die Blätter hatten eine Sprache für sie und gleich Werthers Lotten hätte sie sich beim Gewitter ins geöffnete Fenster gelegt, die Augen gen Himmel gerichtet und ausgerufen: „o Klopstock!“

Heute Abend wollte man lebende Bilder vorführen: sie hatte die Rolle der Alice gewählt, weil deren Kleidung die einfachste, deren Haltung die ruhigste war. Wie Alle, die sich eine hohe Idee von der Exaltation der Gefühle machen, würde sie eine Profanation zu begehen gefürchtet haben, wenn sie durch Blick oder Bewegung einen Seelenzustand auszudrücken gesucht hätte, der ihr fremd war.

Außer ihr war noch eine kleine Person im Zimmer, die ganz anderer Meinung war, eine hübsche Blondine von sechzehn Jahren mit rothgen Wangen, funkelnden Augen und lachendem Munde: Fräulein Luise von Wille. Diese ging unruhig auf dem Teppich umher, machte Stellungen und Geisten und wiegte ihr blondes Lockenköpfchen vor jedem Spiegel.

„Ich bin wüthend,“ sagte sie, „man hätte mir die Rolle der Maria Stuart geben sollen — mich zu einer Dame des Gefolges zu machen!“

„Aber ich versichere Sie, Sie sind ganz reizend so,“ erwiderte Therese.

„Schmeichlerin!“ sagte Luise und warf einen gemüththuenden Blick in den Spiegel.

„Sie sind die pikanteste Catharine Sexton!“ fuhr Therese fort.

„Pikant! Pikant! . . . man betrachtet mich immer als ein kleines Mädchen; aber in einem Monat . . .“

„Nun, in einem Monat sind Sie wohl bedeutend älter?“

„Glauben Sie, daß ich aus der Pension abgeholt worden bin, um Charaden und Tableaux aufzuführen? — Was sagten Sie, wenn ich mich verheirathete?“

„Sie heirathen?“

Louise näherte sich auf den Fußspitzen und flüsterte geheimnißvoll: „Meine Mutter holte mich vor zwei Monaten aus der Pension ab, weil sich eine gute Partie für mich darbietet; der Vicomte von Canaples, der zehn tausend Thaler Renten hat“ . . .

„Und fünfzig Jahr ist,“ fügte Therese lächelnd hinzu.

„Ach, ich werde Diamanten, Blondes, Spitzen und eine Equipage haben, alle Abende in die Oper und zum Ball und im Sommer nach Baden-Baden oder Spaa gehen. Ich habe Herrn von Canaples gesehen, ich habe ihm gefallen und in einem Monat vertausche ich meinen Namen mit dem seinigen.“

Lachend hüpfte sie an den Flügel, trat das Pedal und ließ über die Tasten den rauschendsten Walzer strömen.

Therese war in träumerisches Schweigen versunken.

„Wie schön der Graf von Komorn walzen kann“ rief Louise „ich kenne keinen Andern der seine Dame mit soviel Grazie und Kühnheit führt . . . Haben Sie seine Art, die Hand zu halten bemerkt? Ich finde sie noch eleganter, als die des Herrn von Wäbring.“

„Wenn das Herr von Wäbring hörte, könnte er gewiß nicht schlafen.“

„Sie sind gegen ihn immer eingenommen.“

„Nein! ich finde ihn sogar geistreich aber er ist der personificirte Leichtsinm und wenn er nicht die Perle der Balzertänzer wäre“ . . .

„Das ist er ganz und gar nicht, Komorn tanzt weit besser, selbst Herr von Hochwol“ . . .

„Ja mit dem ist's etwas Andres,“ sagte Therese erröthend, „welcher melancholische Ernst ruht auf seiner Stirn, wie gesetzt sind seine Reden, das ist ein Mann, dessen Herz ein Vulkan ist! Man erzählt von ihm tausend romantische Abenteuer, schreckliche Sachen, — ein wahrer Lord Byron! ein äußerst leidenschaftlicher Mensch, der in seiner ersten Passion getäuscht worden ist.“

„Sie machen mir Angst vor ihm, ich werde ihn gar nicht wieder ansehen können; aber wenn werden Sie sich denn verheirathen?“

„Wenn ich einen Mann gefunden haben werde, dessen Geist mir Achtung, dessen Herz mir Liebe einflößt!“

„Man erzählt sich, daß Herr von Montevedo“ . . .

„Gute Luise, es ist hier Mode, in der Conversation Jedermann zu verheirathen wenn der Frühling kommt; auch meine Hochzeit hat man arrangirt ohne irgend einen Grund dazu zu haben, wie das so häufig vorkommt.“

Jetzt eben klopfte es an die Thür und eine Stimme rief: „darf ich eintreten?“

„Das ist die Mama,“ sagte Therese.

Die Herzogin trat herein und beide Mädchen fielen ihr um den Hals und küßten sie.

„Ich will nur sehen, wie weit Ihr mit Eurer Toilette seid, liebe Kinder. Mais voyez donc, unsre Luise ist ja heute Abend ganz reizend! Puder! . . . in Ihrem blonden Haar Puder! . . . Ach unsre kleine capriziöse Luna, die ihr Köpfschen in Wolken verbirgt.“

Lachend fügte Therese hinzu:

„Es ist der verkörperte Palladenvers:

When the moon, vaporous lamp of night.“

„Nun lassen Sie sich einmal ansehen, wildes Fräulein,“ sagte die Herzogin.

Und sie prüfte die Toilette Theresens, ihre Bänder, ihre Haare, verbessernd, tadelnd und bewundernd.

II.

Die Soirée.

Am Thore des Schlosses standen zwei Garden zu Pferde. Die lange Reihe der Equipagen illuminierte die Straße und im Hofe hörte man nur das Rollen der Räder, das Stampfen der Pferde und im Hintergrunde erschienen in dem Lichtstrahle der Vorhalle wie Phantastengebilde schöne weißgekleidete Frauen und junge schwarze Männergestalten.

Ein Teppich war über die Stufen gebreitet und nahm die Füße der Damen gleich beim Aussteigen schützend auf. Die Vorhalle war in einen grünen südlichen Wald verwandelt und zwischen den Blumen und Bäumen stand eine zahlreiche Dienerschaft in reicher Livree. Auf der weißen, blendend erleuchteten Treppe, mit ihrem vergoldeten Geländer, ihren doppelten Blumengestellen und ihrem rothen Teppich in der Mitte, stiegen von Federn und Gaze umwogt, auf den Lippen grazioses Lächeln und unter bezauberndem Geplauder, die schönen Müßiggängerinnen hinauf die das Fest erwartete.

Drei Salons und eine Galerie mit Terrasse und

Treppe, welche in den Garten führte, waren zum Feste geöffnet. Die Tentüre bestand in Seide und stieg ohne alles Getäfel vom Parquet bis zum Plafond; die Salons waren weiß und gold, die Galerie grün und gold und so gut beleuchtet, daß man in einem waren Lichtmeer zu schwimmen schien; der Hauch höchster Eleganz durchwehte sie.

Die distinguirtesten Talente, die modernsten Elegants waren anwesend und trotzdem es zum Erdrücken voll war, war diese Fülle doch nicht unangenehm, man glitt aneinander vorbei ohne sich zu berühren; es war ein flüssiges, strahlendes, parfümirtes Meer, darüber statt des Geräusches der Brise das der Conversation.

Das Ende der Galerie war in ein künstliches Dunkel gehüllt, in dem man nur einen herabgelassenen Vorhang und ein Piano unterscheiden konnte. B. hatte die Gefälligkeit, sich an das Piano zu setzen, Alles schwieg und der berühmte Componist legte die Finger auf die Tasten.

Er begann mit einem sanften traurigen Andante; eine liebliche Phrase wand sich durch die dumpfen klagenden Accorde und sanfte Modulationen verloren sich im Grollen des Basses; dann stürzten Ton-Cascaden über die Claviatur, beide Hände kreuzten und verwirrten sich, die Töne wurden lauter und bestimmter, und das Andante verwandelte sich durch einen künstlerisch ausgeführten Tactwechsel in einen wilden Marsch, welcher mit energischer Bewegung und kriegerischem Ausdruck daherbrauste, mitunter von schnell unterbrochenen melancholischen Klagen berührt.

Jetzt erhob sich der Vorhang:

Das Tableau zeigte Maria Stuart im Schlosse Lochleven in dem Momente, wo sie Lord Lindesay zwingt, die Entsagungs-Acte zu unterschreiben.

Maria Stuart stand an einem kleinen Tische und der rauhe Lindesay, mit seinem Eisenhandschuh den Arm der Königin drückend, bildete zu der muthigen leidenden Zartheit seines Opfers den größten Contrast. Andere Gruppen bestanden aus Lady Lochleven, Lord Ruthven, Sir Robert Melville, — Lady Glenning und Catharine Serton, welche letztere wir kennen — dem Pagen Roland Gröme und dem schönen Georges Douglas, dem Geliebten der Königin.

Eine Wolke sank herab und eine sanfte Musik ließ sich vernehmen. Eine elegante Melodie ent-

wickelte sich aus einer Folge äußerst zarten Modulationen. Lustige Sylphen schienen den Saiten zu entschweben, man hörte das Geräusch ihrer Flügel, man sah sie auf den Elfenbeintasten gaukeln und sich wiegen; einige leichte, capriciöse Accorde schwammen in dieser feenhaften Musik und aus den enthüllenden Wolken erschien das zweite Bild.

Das war Sir Heinrich Lee v. Dichtley, der alte Herr von Woodstock und seine Tochter Alice, der Lectüre von Shakespeares Sommernachtsstraum lauschend, welchen Carl Stuart unter den Kleidern des Pagen Kernequez vorträgt.

Der schöne Montevado gab den Pagen; sein schwarzes gelocktes Haar fiel auf seine Schultern; ein graues Oberkleid umspannte seinen Busch und sein kleiner Mantel war auf seinem linken Arm schön drapirt. Er saß auf einem Sammet-Schemel und hielt das Buch mit silbernem Schlosse. Der Ritter mit dem weißen Barte und schwarzen Mantel schien ein belebtes Portrait Van Dyck's zu sein und Fräulein von Ranthal war in ihrem einfachen braunen Kleide, schönem Haar, das die denkende Stirn umfloss, entzückend schön.

Bei ihrem Anblick entstand trotz der Einfachheit ihres Costüms und ihrer Haltung ein Murmeln der Bewunderung. Therese erröthete, Montevado vergaß seine Rolle und sah sie an; der männliche Theil der Zuschauerschaft applaudirte Montevado's Bergeßlichkeit und man hörte den Namen Montevado mit dem Theresens vereinigen.

Das dritte Tableau repräsentirte Elisabeth, Barney bei den Festen von Kenilworth zum Ritter schlagend.

Der künftige Ritter kniete vor der Königin, welche das schöne Schwert des Lord Leicester in der Hand hielt. Im Hintergrunde standen die Herren und Damen vom Hofe in prachtvollen Costüms; aber Niemand glich an Pracht dem Lord Leicester. Albert von Hochwyl gab diese Rolle. Der ehrgeizige Günstling stand neben seiner Königin. Er trug ein Wams von Silbertuch, einen Rock von weißem Sammet mit Gold und Perlenschnüren gestickt. Sein Schwertgurt war wie die Scheide ebenfalls von weißem Sammet mit goldner Schnalle geschlossen. Er trug weißseidene Strümpfe, und Beinkleider von weißem Sammet mit Silbertuch gefüttert. Er war mit

dem Halsband des Hosenbandordens und dem himmelblauen Kniebande geschmückt. Ein Mantel von weißem Atlas mit Gold gestickt bedeckte seine Schultern und in der Hand hielt er das weiße Barett mit weißer Feder. Es war streng das von Walter Scott vorgeschriebene Costüm, aber wir bezweifeln, daß dem schottischen Romantiker für dasselbe eine edlere Gestalt, eine ritterlichere Haltung, ein schöneres Gesicht als Alberts vorgeschwebt habe.

Nachdem sich der Vorhang vor diesem letzten Tableau gesenkt hatte, eilte Alles zum Ballsaal, wo das Orchester bereits einen Walzer spielte. Der Graf von Komorn engagirte Catharine Seyton, Albert das Fräulein von Ranthal, deren Herz heftig schlug und die ihrem Tänzer heute mehrmals bitten mußte, aufzuhören, obgleich Albert in dem Nuße stand, er tanze so leicht, daß seiner Dame nie ein Schweißtropfen auf die Stirn treten könne, so sicher, daß ihr nie eine Locke verrückt werde.

Das Orchester spielte einen neuen Walzer, welcher unmittelbar nach dem geräuschvollsten Tutto aller Blasinstrumente auf einem schwachen Tacttheile eine Pause von einigen Secunden hatte. In dieser unerwarteten Pause hörte man deutlich eine bittende Stimme: „Sagen Sie mir nur, daß Sie mich lieben!“ Da indessen der Walzer ungestört fortging und die Musik sogleich wieder einfiel, so wußte Niemand von wem diese Worte kamen und an wen sie gerichtet waren. Nur ein eifersüchtiger Verlobter, Herr von Canaples hatte mit dem Instinkt der Eifersucht die Stimme des Grafen von Komorn erkannt, der mit seiner Verlobten tanzte.

Den Vicomte machte diese Entdeckung wüthend und er eilte zur Frau von Wille, was zur Folge hatte, daß Frau von Wille nach beendigtem Walzer den Wagen vorsahren ließ und mit ihrer Tochter den Ball verließ, welcher ungestört fortging.

Da es sehr warm wurde, so ließ die Herzogin die Glashüren der Galerie öffnen. Der Garten war illuminirt, auf kleinen Tischen unter den Bäumen war das Souper servirt und an einem derselben finden wir die uns bereits bekannten Herren.

„Ich habe noch eine Einladung zur Frau von Mella, begleitet mich Jemand?“ sagte Montevado.

„Dieser Montevado ist glücklich, er ist überall.“

„Frau von Mella hat mich wegen meiner Eigenschaft als Dichter eingeladen.“

„Ich gehe nur zu den Leuten, die mich in meiner Eigenschaft als Graf von Komorn einladen.“

„Man würde auch keine andere an ihm finden,“ sagte Hochwyl zu Montevedo.

„Komorn! wollen Sie das Mittel wissen, bei den Frauen immer zu reüssiren?“

„Run!“

„Zwanzigen den Hof machen um zweie zu erobern.“

„Ich zöge es vor, zweien den Hof machen um zwanzig zu erobern,“ versetzte Währing.

„Und ich,“ sagte Hochwyl, „keines von beiden; ich weiß ein besseres Mittel.“

„Welches?“

„Die Beantwortung dieser Frage erforderte eine Biographie, mit der ich Ihrem Gedächtniß nicht beschwerlich fallen will.“

„Das Glück zu reüssiren ist überdieß nicht immer beneidenswerth. Ich selbst habe diese Erfahrung gemacht,“ sagte Montevedo.

„Erzählen Sie“ rief Komorn.

„Gern, doch zünden wir uns zuvor eine Cigarre an.“

„Dafür danke ich,“ erwiderte Hochwyl, „ich liebe Wohlgerüche, aber verabscheue den Rauch und finde auch kein Vergnügen daran, zwischen meinen Lippen einen Krautpfropf hin und her zu bewegen.“

Meiner Treu, man fängt an, weil es die Mode will, und setzt es fort, wenn es Gewohnheit geworden ist.

„Bei meinem Eintritt in die Welt war ich ziemlich naiv, eine Mesaventure brachte mich gegen die Frauen auf und ich setzte Alles daran, über mehrere zu gleicher Zeit zu triumphiren. Trozdem ging das nicht so schnell, keine fand mich unwiderstehlich und nur bei einer hatte ich einigen Eindruck gemacht. Diese Eine war eine junge Frau mit blauen Augen, schönen Haaren und zierlicher Taille. Frau von * * * war eine vollendete Romanheldin, haßte ihren Mann, weil er ein guter Ehemann war und war der Ueberzeugung, daß nur ein junger italienischer oder französischer Graf, der sein Haar wickelt, Vollbluthengste reitet und bei dem Gesandten tanzt, eine Frau wahrhaft lieben könne. Zufällig war ich nun bei allen Gesandten vorgestellt, meine Pferde waren von guter

Race und meine Haare natürlich gelockt. Ich war also vom Geschick zum Helden der Frau von * * * bestimmt.

Eines Morgens hatte ich soviel von Dolchen, Pistolen und Giften und meiner Liebe gesprochen, daß die Blicke meiner Schönen feucht und funkelnd, ihre Rede unklar und ihre Stimme unsicher wurden; ich kennte diese Symptome, erfaßte ihre Hand und trug meine Liebeserklärung so schön vor, daß sie bußvoll aufgenommen wurde.

„Heut Abend,“ sagte sie, „besuchen Sie mich, lassen mir eine Strickleiter da und entfernen sich dann geräuschvoll, damit mein Mann hört, daß Sie fort sind, dann verbergen Sie sich im Garten und um ein Uhr werfe ich Ihnen die Strickleiter zu.“

Das schien mir etwas romantisch, aber ich mußte schon in einen sauren Apfel beißen.

Wo sollte ich eine Strickleiter her bekommen? Der erste Seiler zu dem ich kam, staunte über mein Verlangen und schien mich für einen Dieb zu halten, durch Lächeln und bezeichnendes Augenblinzeln brachte ich ihn endlich dahin, mir einen Strick mit Knoten, der für eine Turnanstalt bestimmt war zu zeigen. Ich, der ich nie Turner gewesen bin, fuhr erschrocken bei diesem Anblick zurück, denn daran lag mir Nichts, die Haut meiner Hände bei derartigen Kunststücken zu verderben.

O Weiber! Weiber! es ist weit schwerer, den romantischen Liebhaber zu spielen, als ihr es denkt!

Nach dreistündigem Suchen fand ich endlich eine gute solide Strickleiter von dreißig Fuß Länge, ein ungeheurer Ballen Stricke, einen viertel Centner schwer. Ein schönes Armband für einen Elegant! Mit viel Mühe und Noth brachte ich meine Last unter dem Mantel verborgen zu meiner Schönen.

„Theurer,“ rief sie, „Du bist! Du liebst mich, — aber ich hätte nicht geglaubt, daß so viel Stricke zu einer Leiter gehören.“

Um zehn Uhr empfahl ich mich. Nach dreiviertelstündigem Warten begann mir die Zeit lang zu werden. Für einen Verliebten mit der Guitarre ist vielleicht etwas Andres; aber ich, der ich weder verlobt war, noch eine Guitarre hatte, fand meine Kleider und die Sohlen meiner Stiefeln zu dünn zu langem nächtlichen Warten im Freien.

Ich entschloß mich kurz und machte mich aus

dem Staube; als ich unter das Fenster meiner Dame komme, verwirrt sich ein Strick in meine Beine und ich stürzte hin; ich erkenne meine Leiter und verwünsche sie aus Herzensgrunde. Kaum wieder aufgestanden, höre ich ein leises Husten und sehe die Dame meines Herzens am Fenster stehen. Ich vergesse meine üble Laune und beginne empor zu klimmen. Die Teufels-Leiter fliegt bald rechts, bald links, bald droht sie, mich in den Garten hinauszwerfen, bald legt sie sich dicht an die Mauer, so daß ich die Füße nicht in die Sprossen setzen kann. So jeden Augenblick darauf gefaßt, den Hals zu brechen, erreiche ich den Balcon.

Meine Romanheldin umarmt mich und küßt mich und gießt mir, was mir das Angenehmste war, eine Tasse Thee ein.

„Das ist erklärlich,“ sagte Hochwyl „die feuchte Nachtlust hatte Sie erkältet und die Liebe nicht erwärmt. Alle Liaisons der großen Welt sind ohne Liebe, man betrügt sich gegenseitig.“

„Möglich“ erwiderte Montevodo, „so viel ist sicher, daß meine Liebe zu Frau * * * nicht stark genug war, mich ferneren Beschwerden, wie die eben beschriebenen, auszusetzen; ich zog mich von ihr zurück und jetzt scheint ihr ihr Mann vollkommen zu genügen.“

„Und die Moral dieser Geschichte?“ fragte Hochwyl.

„Die würde schwer zu finden sein.“

„O nein, ich will sie Ihnen sagen: Es giebt nichts Schöneres im Leben, als ein schuldloses Weib, das keinen ihrer Schwüre bricht. Das was man Vergnügen nennt, ist kein Glück, das Laster hat seine Schattenseiten, wie eine körperliche Krankheit. Wir kommen Alle gut und einfach in die Welt; bei der ersten rauhen Berührung mit schlechten Menschen wundern wir uns über unsere Einfachheit und suchen es ihnen gleich zu thun. Bleiben wir in den gewohnten Schranken, so heißen wir lebensklug, gehen wir darüber hinaus, werden wir Verbrecher. Wäre es nun nicht besser, wir betrachteten sie wie Disteln und Dornen am Wege, wir vermieden sie und setzten unsern Weg ungestört und durch ihren Anblick nicht entmuthigt fort?“

III.

Zwei Brief-Fragmente.

Fräulein v. Kanthal an Fräulein v. L.

— — — „Hast Du mein Geständniß noch nicht errathen, das ich durch dieses Geschwätz zu verschoben suche? — — ich liebe und vielleicht werde ich es nicht wieder.“

Du kennst doch Albert von Hochwyl, diesen Mann, von dem wir als junge Mädchen wie von einem Lara oder Byron sprachen? Der ist's den ich liebe.

Vor drei Jahren ungefähr sah ich ihn zum ersten Male beim österreichischen Gesandtschaftsballe. Er interessirte mich natürlich wegen seiner Abenteuer, ich betrachtete ihn mit Aufmerksamkeit, was ihm nicht entging, und er erschien mir wie eine Art Vampyr. Diesen Winter und die folgenden beachtete er mich wenig, richtete im Vorbeigehen höchstens einige Worte an mich und tanzte aus Höflichkeit mitunter mit mir. Er war ein Mann in der Mode; man sprach von den mysteriösen Aventüren, deren Held er war und obgleich ich ihm wegen einer Masse alberner Anbeter keine große Aufmerksamkeit schenken konnte und wenig an ihn dachte, so fühlte ich doch eine Art Stolz an der Seite eines Mannes, dessen Leben soviel Aufsehen erregte, durch den Ballsaal zu gehen.

Diesen Winter endlich muß ich seiner Ansicht nach, seiner Unterhaltung würdiger geworden sein, der gnädige Herr geruhte öfter mit mir zu plaudern. Ich fühlte mich über die verächtliche Gleichgültigkeit gegen eine Person, von deren Schönheit die ganze Stadt spricht, etwas pikirt; ich war daher in der Conversation mit ihm so ernst und verständig als möglich, aber wie überrascht war ich, als ich bemerkte, daß er mich darin noch übertraf. Von der Liebe spricht er wenig und so ernsthaft, wie ein Mensch, der ihre Tiefen ergründet hat, so daß man ihn für einen Weisen halten konnte, wenn nicht seine Vergangenheit die Gluth seiner Gefühle bewiese.

Was soll ich Dir mehr sagen? . . . Anfangs fand ich, daß seine Unterhaltung vor der Anderer vorzuziehen sei, dann freute ich mich, wenn ich ihn sah, und der Ball, wo er nicht war, war wie todt, jetzt aber fühle ich mich erröthen, sobald ich ihn sehe und bin außer Stand, ihm zu antworten, wenn er sich mir nähert um mit mir zu sprechen. Aber ich

liebe ihn, denn mit ihm spreche, fühle und denke ich anders, als mit allen Uebrigen. — — —

Albert v. Hochwyl an den Grafen v. Hochwyl.

Sie kennen, lieber Vater, die Abneigung ihres Sohnes gegen den Roman und Alles was ihm gleicht, und doch bin ich jetzt gefangen, gefangen von einem jungen Mädchen und so ernstlich, daß ich die Heirath direkt in Aussicht habe. Ich wünsche die Erreichung dieses Ziels; das junge Mädchen ist reizend und ich muß gestehen, ich bin verliebt, außerdem aber auch hoffe ich dadurch den melodramatischen Vorhang zu zerreißen, der mich in den Augen der Gesellschaft umbüllt. Gibt es wohl dazu irgend Jemand weniger als ich? Ich bin von Natur ganz Verstandesmensch; bei meinem Auftreten in der großen Welt, senkt sich aus den Wolken ein poetischer Schleier auf mich, der meinen Verstand fesselt, und mich tausend Sonnen erblicken läßt; ein Donnerschlag erweckt mich und ich sinke in Verzweiflung. Glücklicher Weise dauert das nur drei Monate; mein unbeugsamer klarer Sinn zwingt mich, bald Seufzer und Mandoline aufzugeben, aber der Roman hat sich gegen mich verschworen, obgleich ich ihn aus meinem Leben gänzlich verbanne, so setzt er sich doch in meinem Renomé fest. Meine einfachsten Handlungen erscheinen in den Augen der Menge wunderbar. Spreche ich mit einer Frau, so verführe ich sie, spreche ich nicht mit ihr, so ist sie mein Opfer, — kurz und gut, die Gesellschaft macht es mit mir, wie Don Quixotte mit jener armen Asturierin, die er durchaus zu Dulcinea machen will. Die Heirath, hoffe ich, befreit mich aus diesen Banden fremden Wahnes.

Wollen Sie den Namen der Schönheit wissen, die Ihrem fünf und zwanzigjährigen Weisen das Herz schlagen macht? Es ist Theresie von Kanthal.

In unserer gegenseitigen Stellung giebt es, wie Sie erkennen werden, Nichts, was unserer Verbindung entgegen stände; die Vorsehung hat Alles schon so geordnet, daß ich weder eine klassische Tragödie noch ein anderes Drama aufzuführen brauche: ich werde geliebt. Glauben Sie indessen nicht, daß mich der Haß gegen den Roman, dem Zauber dieser Liebe weigen macht, Sie haben immer in meinem Innern gelesen und kennen meine hohe Achtung für die Ehe.

Ich weiß, daß zum ehelichen Glücke mehr gehört,

als ein Paar schöne Augen: nur die enge Vereinigung zweier Seelen, die völlige Verschmelzung zweier Willen begründet es; es wäre mir bei meinen Ideen unmöglich gewesen, Fräulein von Kanthal heirathen zu wollen, wenn ich bei ihr nur ein hübsches Gesichtchen und ein bedeutendes Vermögen gefunden hätte. Ihr Denkvermögen und ihre Urtheilskraft geht weiter, als ich es bei einem so jungen Mädchen erwartet hätte, — ein wesentlicher Vorzug vor vielen anderen, die so wenig vom Leben verstehen, die sich in allem so kindisch zeigen, daß ein Mann, der heirathet, dieß wegen ihrer Schönheit, und das ist eine Thorheit, oder wegen ihres Vermögens, und das ist eine Gemeinheit, thut. Ich will, daß meine Frau meines Gleichen sei: weder meine Puppe, noch mein Kind.

Um jedoch mein Lebensglück wegen einer vielleicht vorübergehenden Phantasie nicht auf das Spiel zu setzen, will ich sie erst noch aufmerksam beobachten, zu welchem Zwecke ich mich ihr und den Augen der Welt gegenüber bis jetzt ganz indifferent benommen habe. Wahrscheinlich aber werde ich Sie in Kurzem bitten, Ihre Pferde anspannen zu lassen und die Reise zur Verlobung hierher machen zu wollen.

IV.

Ein Spazierritt.

Fräulein von Kanthal und Herr von Hochwyl liebten sich, wie es ihre eigenen Briefe sagen; Beide überlassen die Erfüllung ihrer Wünsche dem Geschick; junge Mädchen erwarten sie von der Romantik des Mannes, der Mann hofft auf die Thaten und Worte des jungen Mädchens, die seinen Verstand veranlassen zu der Verbindung ja zu sagen. Beide irren sich in einander und vereinen sich doch. Ist es möglich, daß sie glücklich miteinander werden? Zulezt, ja! Eben werden im Himmel geschlossen.

Wir sind im Sommer. Die Salons in den Palästen der Residenz sind unbenutzt, die Gesellschaft hat sich zerstreut; manche sind auf ihren Gütern, andere in Bädern und auf Reisen.

Die Herzogin von Kanthal und ihre Tochter finden wir in Wiesbaden, und in ihrer Gesellschaft ihre Freunde und Verwandten: Frau von Antoch mit ihrem Mann, Herrn und Fräulein von Ergau, Herrn

von Hochwyl und den Grafen von Thüßburg, dem Onkel Theresens.

Die zuerst Genannten brechen eben zu einem kleinen Ausflug in die Umgebungen auf; die Herzogin und Herr und Frau von Antroch im Wagen, Therese in Begleitung ihres Onkels zu Pferde.

Die übrige Gesellschaft sollte an einer bestimmten Stelle zu ihnen stoßen.

Das Pferd Theresens war etwas unruhig und der Groom hatte sie bereits darauf aufmerksam gemacht, daß es diesen Morgen noch nicht ausgeritten worden war. Es machte einige Courbetten, wofür es Fräulein von Kanthal, heute nicht geneigt, seinen Phantasien sich zu fügen, mit der Reitpeitsche züchtigte und es dann, die Zügel straff anziehend, zum langsamen Schritt zwang. Simouns Augen aber sprühten, seine Nüstern waren geöffnet und er schien jeden Augenblick durchgehen zu wollen.

„Lady Tempête sur le cheval Abracadabra,“ sagte Graf von Thüßburg, seine schöne Nichte betrachtend.

Es war Therese noch nicht gelungen, ihr kleines Thier zu beruhigen, als Herr von Hochwyl im heitern Gespräch mit Fräulein von Ergau und deren Bruder, um eine Ecke des Waldweges biegend, ihnen sichtbar wurde. Bei diesem Anblick erzitterte Therese und die Bewegung ihrer Hand zog den ohnehin schon straff gehaltenen Zügel noch mehr an. Simoun bäumte sich und schoß dann mit aller Schnelligkeit seiner arabischen Beine davon. Er hatte ganz seine Wüstenatur wiedergefunden und jagte, nicht mehr auf den Zügel achtend, rasend ins Weite.

Fräulein von Kanthal hatte sich nie vor Pferden gefürchtet; jetzt aber, der Wuth des Thieres, dessen Bewegungen sie nicht mehr leiden konnte, machtlos Preis gegeben, der Staub in den Augen, der Wind in den Haaren und die unerhörte Schnelligkeit des rasenden Laufes machten sie halb ohnmächtig. Die Bäume am Wege schienen wie Meereswogen an ihr vorüber zu stürzen, sie glaubte einen riesigen Reiter neben sich über das Dickicht fliegen zu sehen und eine kräftige Hand erfaßte die Zügel ihres Pferdes, welches plötzlich stillstand und über dessen Kopf sie geschleudert worden wäre, wenn ihr Bestreuer sie nicht mit der andern Hand fest gehalten hätte.

„Gott sei gelobt“, rief Albert von Hochwyl, „meine Therese ist gerettet!“

„Lieber Albert“, sagte sie und sank halb willfürlich, halb unwillenlos an seine Brust; sein Arm hielt ihre Taille umschlungen und als sie ihre Augen öffnete, begegnete ihr Blick dem seinigen, welcher vor Freude glühte. Ein electrischer Strom durchbelebte Beide, ein Strahl ungesannten Glücks durchzuckte ihre Herzen.

„Therese“, sagte Albert, „Ihr Onkel kommt; um unsrer Liebe willen, reiten Sie das Pferd nicht wieder.“

Dann reichte er ihr, leicht aus dem Sattel springend, die Hand zum Absteigen.

„Nun“, rief der Graf, „das wilde Mädchen hat nicht den Hals gebrochen, wie sie es eigentlich verdient hätte? — Wer wird auch ein Pferd bei Beginn eines Spazierritts schlagen, weil es etwas Munterkeit zeigt! — und die Art ein Pferd zu beruhigen, indem man es mit dem Zügel quält, — ein Pferd wie Simoun!“ —

Und als Simoun seinen Namen hörend, sich bewegte, fuhr er fort:

„Ja! ja! böses Thier; Dir soll man unsre Therese nicht wieder anvertrauen; morgen werde ich Dich selbst besteigen. — Meiner Treu! Herr von Hochwyl, Sie jagten gut durch das Dickicht, ich glaube Sie hätten den Teufel im Leibe, als ich Sie wie eine Pistolenkugel von einer Allee in die andre über die jungen Eichen setzen sah. Aber Kind, wie Du zitterst! . . . Du mußt ein Glas Wasser trinken! . . . Doch ich höre die Herzogin kommen, wir wollen ihr Nichts von unsrer Affaire sagen.“

Er bot Theresen seinen Arm und gab sein Pferd dem Diener, welcher bereits Simoun führte. Albert kehrte zu Herrn und Fräulein von Ergau zurück; sein Blick aber versicherte, als er Adieu sagte, Fräulein von Kanthal, daß sie letztere nicht zu fürchten habe.

Und von jetzt genoß Therese das Glück der Liebe; sie die romantische Aristokratin lernte ganz ihre Magie kennen; für sie ist die Luft berauschend; Vögel unter dem Himmel singen Jubellieder; der Strom hat kristallne, durchsichtige, melodisch rauschende Wellen. Ein kelebendes Fluidum umgibt sie; rosige Erkythen schweben in den Saiten ihres

Pianos; die Melodien die sie aushauchen entzücken sie wie Blumenduft; sie drückt ihr Haupt in die duftenden, blühenden Sträucher des Gartens und verfolgt die Schmetterlinge. Sie sieht im Traume Formen die seinem Gesicht gleichen und hört Töne die seiner Stimme ähnlich sind; sie grüßt den Morgen sehnsuchtsvoll und segnet den Sonnenstrahl, der durch Weinranken irrend, auf den Scheiben gaukelt. Ihr Wesen ist verändert, Jedermann erscheint ihr gut und liebenswürdig, sie ist lebhafter und heiter, sie lächelt und weiß nicht warum. Warum? Warum erschließt die Lilie ihren Kelch im Frühlinge? Sie ist die Lilie, ihr Frühling ist gekommen. Sie wiegelt sich in der Liebe ihres Geliebten und erscheint sich schöner denn je!

Wenige Wochen später aber lagen in allen eleganten Vorzimmern der Residenz zwei zierliche längliche Couverts von milchweißer Farbe. Der Inhalt beider war mit Veränderung der Namen ziemlich derselbe. Die parfümirten Bogen mit Goldschnitt und eingepreßtem Namenszug enthielten nur die Worte:

„Der Graf von Hochwyl hat die Ehre Ihnen die Verheirathung seines Sohnes Albert von Hochwyl mit Fräulein Therese von Kantthal anzuzeigen.“

„Die Herzogin von Kantthal hat die Ehre Ihnen die Verheirathung ihrer Nichte Therese von Kantthal mit Herrn Albert von Hochwyl anzuzeigen.“

V.

Das Leben.

Lassen wir jetzt Herrn und Frau von Hochwyl die Honigmonde ihrer Ehe verleben, welche sie der englischen Mode gemäß auf dem Lande zubringen.

Die junge Frau spricht von dem Glücke des Alleinseins, vom Ideale der Liebe, vom Monde, von den Blumen und Wolken. Albert erschrickt über diese romantischen Ausbrüche; er, der vor seiner Feindin, der ihn verfolgenden Romantikerin in der Ehe Schutz gesucht, sieht sich ihr halb widerstandslos überliefert. Er glaubt sich, um seiner Frau poetische Gluth zu mächtigen, gezwungen, seine eignen Gefühle zu unterdrücken und geht unwillkürlich zum andern Extreme über. Albert, obgleich gut, gefühlvoll und seiner Frau mit wahrer Liebe ergeben, beobachtete

eine kalte Zärtlichkeit; seine, den Eindrücken des Schönen in Natur und Kunst geöffnete Seele umhüllte sich mit dem Schleier der Gefühllosigkeit, — mit einem Scherze oder einem Lächeln erwiderte er die enthusiastischen Ergießungen seiner Frau. Diese hatte ihn nach einem on dit der Welt beurtheilt und in der Ehe mit ihm die Verwirklichung ihrer Mädchenträume erwartet, statt dessen war Alles Ruhe und Verstand. Anfänglich glaubte sie, er sei ihr untreu, habe sie verrathen, verlassen; sie vergoß Thränen und brach in bittere Klagen aus und war fast nicht weniger unglücklich als sie erfuhr, daß Albert sie nicht verrathen, nicht verlassen habe, sondern daß er sie liebe, wie er eben lieben konnte.

Der Frühling war vorbei, der Sommer kam, in ihrem Leben und auch in der Natur. Therese wünschte die Sommermonate auf einem ihrer Güter zu verleben, Albert in Bädern; man vereinigte sich und beschloß eine Reise zu machen.

Aber wohin? Albert wußte kein Land in dem seine Feindin nicht Fuß fassen konnte. An eine Rheinreise war gar nicht zu denken, Großbritannien in seinen drei Königreichen ist allerwärts vom Pfluge der Romantik durchwühlt, Spanien hat seine Alhambra, Castilien seinen Child-Harold! Italien Venedig, Genua, Rom, Pompeji, den Vesuv! Dänemark und Schweden? Gibt's dort nicht einen Tegner, einen Andersen, eine Carlen? Da aber gewählt werden mußte, nahm er seiner Ansicht nach von allen Uebeln das kleinste und bestimmte die Schweiz.

Beim ersten Relai schon bemerkte er, daß er auf gefährlichem Boden stand; Therese sprach von Glarens und Maillier, von Julie und St. Preux und von allen den philosophischen Liebenden, die die Phantasie des verliebtesten Philosophen geschaffen. Albert ließ anhalten und schlug einen Besuch in Ferney vor, eine Pilgerfahrt nach dem Hause Voltaire's.

„Ja!“ rief Therese „Zaire!“

„Zadig!“, sagte Albert.

Bald näherten sie sich Genf; die Häuser drängten sich an den Ufern des Sees und der Rhone; weiße Segel schwankten auf den Wellen, fruchtbare Thäler, üppige Kräuter, frische prangende Bäume und Berge, deren Fuß sich im lauen See, deren Haupt sich in

den duftigen Wolken badeten, standen vor ihren Blicken.

„O Jean-Jaques Rousseau“, rief Therese in Ekstase aus, „schöner Engel mit Deinem zweischneidigen Schwerte: der Traum für die Schwachen, die Gedanken für die Starken; wie schön ist der Himmel unter dem Du lebstest, der See, den Dein Boot durchschneidest, das Thal, dessen Beilchen Du pflücktest!“

„Liebe Freundin“, sagte Hochwyl, „es vergehen noch zwanzig Minuten ehe wir nach Genf kommen, erlauben Sie mir, Ihnen eine Geschichte zu erzählen?“

„Ich füge mich Ihren Wünschen.“

„Es war einmal ein Uhrmacher, ein wohlhabender Mann, der Zeit seines Lebens gearbeitet hatte und nun mit seinen Schwestern ein sorgenloses zufriedenes Leben führte.“

„Die Geschichte wird gewiß nicht zu romantisch“, sagte Therese.

„Ein wenig Geduld! Der Uhrmacher hatte eine Bodenkammer voll alter Romane und ein erbärmliches krankes Kind, einen Sohn, der seiner Mutter bei der Geburt das Leben gekostet hatte. Der las die Romane und die Folge davon war, daß er nicht wenig überrascht war, als er, nachdem er das gehörige Alter erreicht hatte und die Arbeit seines Vaters theilen sollte, davonlief. Dieselbe Fee, die sich unter der Hirnschale Don Quixottes festgesetzt hatte, jagte ihn wie jenen, durch Felder und Wälder und schleuderte ihn endlich, da er doch leben mußte, in die Vorzimmer, wo nun der, der kein ordentlicher Arbeiter hatte werden wollen, ein lügnerischer, diebischer, feiger Diener wurde. Er unterlag jeder Versuchung, sein Leben war ein elendes. Er wurde der Diener einer Frau, und in Gemeinschaft mit einem andern Bedienten, deren Geliebter, ein Friseur war sein Nachfolger. Er heirathete eine Wäscherin, die vor ihm schon Andre geliebt hatten und die nach seinem Tode einen Kutsher heirathete. Er verdiente sein Brod durch Schriftstellern, ließ seinen Bart wachsen und kämmt sein Haar nicht und schleppte aus einer Einöde in die andre bis an sein Ende die wilde Melancholie eines Jean Jaques Rousseau.“

„Albert“, sagte Therese, „Ihre Geschichte ist eine Herabwürdigung des Höchsten.“

„Rousseau selbst erzählte diese Geschichte.“

Beide erreichten schweigend die Stadt und stiegen in einem Hôtel ab.

Der Wirth empfing sie und erzählte, daß Byron und Shelley hier gewohnt hätten.

„Selbst die Gastwirthe haben sich gegen mich verschworen“, dachte Hochwyl seufzend.

Abends mußte eine Spazierfahrt auf dem See gemacht werden. Therese declamirte Verse aus Child Harold, sie dachte an Byron, den bleichen, schönen Dichter, den melancholischen Shelley und an den Bampyr Lord Ruthwen.

„Ach!“ dachte Hochwyl, „hier bin ich in ein gutes Schlangennest gerathen; aber Geduld! Byron, Shelley und vielleicht noch die Staël, das muß doch ein Ende nehmen und in acht Tagen sind wir in den Berner Thälern, wo mich alle Drei in Frieden lassen werden.“

Er begleitete seine Frau resignirt nach Diodati und Coppet, beschloß aber auch die Ufer des Sees ungesäumt zu verlassen und war nicht wenig überrascht, daß seine Frau weder Bevaux noch Chillon zu sehen verlangte, sondern zur Abreise nach Glarens bereit war. Je mehr sie letzterem nahe kamen, desto vergnügter wurden ihre Züge, auf denen jetzt keine Spur von Enthusiasmus und Bewunderung zu finden war.

„Was soll das bedeuten?“ fragte sich Albert besorgt, „wie kommts, daß sie jetzt wie ein Mantelsack durch die Welt fährt?“

„Albert“, sagte Therese lächelnd, „heute Abend werden wir im Schlosse vor Glarens soupiren.“

Im Schlosse von Glarens? das gibts ja gar nicht; sollte es mit Ihnen wie mit dem Helden des Cervantes stehen: Sie meinen wohl im Gasthause?

Der Wagen fuhr in einen Hof und hielt vor einer Freitreppe. Ein Mann empfing die Reisenden und führte sie in einen eleganten wohlbeleuchteten Speisesaal, in dem sie ein vortreffliches Souper erwartete. Hochwyl erkannte den Mann.

„Was“, sagte er, „Sie hier? — Frau von Hochwyl, das ist Vincent, Ihr Haushofmeister.“

„Ja wohl“, versetzte Therese lächelnd, „und ich bewirthe Sie diesen Abend.“

„Wie soll ich das verstehen?“ —

„Theurer Albert, vergeben Sie mir meine List. Ich hatte einen Theil, der zu meiner Garderobe

bestimmten Gelder zurückgelegt und sandte, nachdem ich Ihnen hatte glauben machen, Vincent wäre nach Hause gereist, ihn mit meinem kleinen Schatz hierher, um mir womöglich dieses, den Mönchen von St. Bernhard gehörige Haus zu mietben. Nun, Herr, da Sie mein Schloß einmal betreten, lasse ich Sie unter einem Monat....“

„Einen Monat!“ unterbrach sie Albert.

„Bah! hier hilft kein Streuben. Sie sind mein Gefangner, das Fallgitter ist gesenkt.“

„Einen Monat“, dachte Albert noch immer „Gott! wenn ich das gewußt hätte, einen Monat in Glarens!“

Der Vortheil war ganz auf Theresens Seite und sie benutzte ihn ohne Gnade und Barmherzigkeit. Sie ließ die Fenster öffnen, von denen aus man den Himmel und die sich in den Gewässern des Sees spiegelnden Sterne sehen konnte, durch die der Duft blühender Rosenbosquets hereindrang und Theresie schickte ein Gebet zum Himmel, daß dieser warme Rosenhauch das Herz ihres Gatten rühren möge.

„Eine hübsche Aussicht“, sagte Albert, „morgen aber gebe ich keinen Stecknadelkopf mehr dafür. Wir werden ein angenehmes Leben hier führen!“

„Albert,“ sagte die junge Frau, „Sie vergessen, daß Sie bei mir sind; Ihre Gegenwart wird ihn einen hohen Reiz geben.“

„Immer romantisch,“ erwiderte Hochwyl, ihr die Hand küßend. „Aber wir sind nun schon ein Jahr verheirathet und ich fürchte, daß nach dieser Zeit der

Mann keine so besonders amüsante Persönlichkeit mehr ist.“

„Ach,“ sagte Theresie, „wenn Sie mir nur Ihr Herz öffneten und sich etwas mehr dem meinigen näherten, meine kleinen — — Thorheiten theilten und mich liebten, wie ich Sie liebe.“

„Also, schöne Dame, sind Sie mécontente, ich versichere Sie, daß wir uns in Baden-Baden oder Roderney besser amüßirt hätten, als in dieser Falle, wo ich mich Ihnen zu Gefalle einschließen lasse.“

„Albert, wir sind seit unsrer Verheirathung noch nicht allein gewesen, wir haben uns noch nicht gegenseitig gehört.“

„Nicht? Sie vergessen . . .“

Die Gräfin fiel ihm erröthend ins Wort:

„Und dann, welche reizende Einsamkeit! diese Felsen, diese Thäler, dieser See und dieser Himmel, ist das Alles Nichts, ach! und hören Sie den Gesang des Hirten, der seinen Kubreigen singt.“

Mit kindlicher Freude lauschte sie den bekannten einfachen Tönen, welche durch die Nachtlust, getragen von den nahen Matten, hereinwogten.

„Theresie, Sie sind ein rechtes Kind,“ sagte Hochwyl lächelnd, aber dieses schlechte Getudel wird Sie nicht acht Tage lang amüßren.“

Frau von Hochwyl aber war vergnügt, sie hatte, was nun einmal den Frauen Spaß macht, ihren Kopf durchgesetzt; Kisten und Kasten wurden hereingeschafft, der Wagen unter die Remise gestellt und Alberts Urtheil war gesprochen. (Fortf. folgt.)

Feuilleton.

Zeitschwingen.

Dramatische Dichtung. G. Lobedan, der Uebersetzer des indischen Dramas „Sakontala“, hat im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig sowohl eine neue Uebersetzung von Shakespears „Romeo und Julie“, als auch eine Uebertragung der „Antigone“ des Sophokles erscheinen lassen. — Unter einigen dramatischen Gedichten der letzten Zeit nennen wir: „Tobias oder die Nacht des Gebets“ von Ernst Müller. Der Titel dieses Stückes ist sehr „Befürchtungen erregend.“

Chamisso's Gedichte. Die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin kündigt soeben eine vierzehnte Ausgabe der „Gedichte“ Adelbert von Chamisso's, dieses wunderbaren und herrlichen Dichters an. Müssen wir auch bedauern, daß diese vierzehnte Auflage, eine prächtige Miniatúrausgabe, durch ungewöhnlich hohen Preis ausgezeichnet ist, — so ist sie doch als erfreuliches Zeichen, wie sehr Chamisso's Poesien mehr und mehr in das Publikum gedrungen sind und noch dringen, zu betrachten.

Epische Dichtung. Von Moriz Horn, dem

Dichter der „Pigerfahrt der Rose“ erscheinen binnen kurzem neue erzählende Gedichte: eine Humoreske in Versen „der Hausball“ und eine Idylle „der Erbrichter“ betitelt. — August Becker in München, dessen Gedicht „Jung Friedel der Spielmann“ sehr beifällig aufgenommen worden, will ein Epos „Bineta oder die versunkne Stadt“ betitelt, herausgeben. Von den (größtentheils epischen) schönen und originellen „Gedichtene“ H. Linggs erschien im Cotta'schen Verlag ein zweite Auflage.

Neue Belletristik. Die literarischen Erscheinungen mehren sich, jemehr der Sommer gegen den Herbst vorrückt. Von H. Königs Roman „König Jerome und sein Carneval“ ist nun auch der dritte Band herausgekommen. — Th. König, der schon einige Zeitromane („Moderner Jesuitismus“, „Anton Gregor“) geschrieben hat, hat einen neuen dergleichen Roman: „Aus der Gegenwart“ veröffentlicht. — Hoffmann und Campe in Hamburg kündigen einen zweibändigen Roman von A. Weisser „Schubarts Wanderjahre oder Dichter und Pfaff“ an, auf den wir im „Literaturblatt“ weiter zu sprechen kommen werden.

Musik. Nach den „Signalen für die musikalische Welt“ würde von Richard Wagner demnächst eine „Faustouvertüre“ in Partitur und Orchesterstimmen erscheinen. — Meyerbeers „Nordstern“ ist in London zum erstenmale aufgeführt worden. — In Rostock hat ein großes Mecklenburger Sängersfest unter Mitwirkung trefflicher Kräfte stattgefunden, ein preussisches Sängersfest soll in Elbing vor sich gehen. — Eine Feier von Mozarts hundertjährigem Geburtstag soll unter Pachners Direktion im September 1856 zu Salzburg stattfinden. Der Geburtstag ist allerdings im Januar — aber da man zur Salzburger Feier von nah und fern Fremde erwartet und einladet, so erscheint es gerechtfertigt dieselbe in günstige Jahreszeit zu verlegen. — Dagegen haben Opernbühnen und Concerte es als heilige Verpflichtung zu betrachten, im Januar diesen Tag zu feiern!

Moritz von Schwind's Wandgemälde auf der Wartburg. Von den Wandgemälden Moritz von Schwind's, die der Meister auf Veranlassung Sr. Hoheit des kunstsinigen Großherzogs von Weimar auf der Wartburg ausführt, sind diejenigen, welche „die sieben Werke der Barmherzigkeit der heiligen Eli-

sabeth“ darstellen, in trefflichen Kupferstichen (von Professor Julius Thäter in München) nach den Originalzeichnungen bei Georg Wigand in Leipzig erschienen. Dieselben verdienen wie alle Thäterschen Kupferstiche die vollste Empfehlung an das kunstsinige Publikum und werden eine Zierde jeder Kupferstichsammlung bilden.

Correspondenz.

Dresden, im August 1855.

Sie sind verwundert über meine lakonischen Notizen, die ich in letzter Zeit an die Stelle einer ausführlichen Correspondenz habe treten lassen. Aber ehe der Winter und mit ihm „die Saisen“ in unsrem Elbflorenz Einzug gehalten haben, ist es in der That schwierig, von hieraus mit einiger Regelmäßigkeit an ein schönwissenschaftliches Blatt zu schreiben. Und da Sie mich vollends in Ihrem letzten Briefe benachrichtigten: für die hier stattfindende Kunstausstellung sei ein besondrer kompetenter Berichtersteller gewonnen worden, — so fühlte ich mir das Material zu einem Berichte ziemlich entzogen.

Spreche ich zunächst vom Hoftheater, so ist Bogumil Davison lorbeerbedeckt aus Berlin zurückgekehrt, und hat uns seitdem öfter durch vollendete Darstellungen entzückt. Emil Devrient und andre Mitglieder unsrer Bühne waren oder sind dagegen beurlaubt. — Fräulein Michalesi, die bisher zweite Fächer hier vortrefflich gespielt, trat vor einiger Zeit versuchsweise als Julia in Shakespears „Romeo und Julie“ auf. Einer Leistung wie diejenige Frau Bayer Würks in dieser Rolle — einer solchen Leistung nur annähernd gleichzukommen, wäre schon schwierig genug — sie zu bestiegen ist wenigstens Fräulein Michalesi nicht möglich. Gerechtfertigt erscheint demnach der Wunsch, Frau Bayer Würk möge nach wie vor diese Rolle, die zu ihren trefflichsten zählt, im Interesse der Kunst und auch des Publikums darstellen.

Ich hätte zwar zunächst vom Repertoire sprechen sollen und bin leider in den Fehler so vieler Kritiker verfallen, die naiv genug sind die Production der Darstellung unterzuordnen. Aber es ist in der That in Bezug auf die erste jetzt nichts zu berichten. Einige unbedeutende Lustspiele von K. Töpfer u. a. waren die gesammten Novitäten. — In der Oper durfte die Wiederbelebung des Erstlingswerkes C. M. von Webers „Sylvana oder das Waldmädchen“ für ein interessantes und dankenswerthes Experiment gelten, wenn wir auch nicht glauben, daß „Sylvana“ gleich Freischütz, Curyanthe und Oberon das Bürgerrecht des Repertoires erhalte. Julius Hammer soll sein bereits vom Hoftheater angenommenes Drama „Die Brüder“ wieder zurückgezogen haben — angeblich weil er bei der von ihm

beobachteten gänzlichen Vermeidung der Theatereffecte einen Bühnenerfolg mit diesem Stücke nicht verhoffen könne. — Dies führt mich auf die Thätigkeit unsrer Poeten Julius Hammer will außer seinem Drama, welches er nun dem Buchhandel zu übergeben gedenkt, eine Novelle „Fallen und Steigen, eine Geschichte aus Mitteldeutschland“, veröffentlichen. Moriz Hendrich ist mit einer nochmaligen Durchsicht der Tragödie „Leonore“, die wahrscheinlich im Herbst auf der Bühne erscheint, beschäftigt. Otto Roquette soll an einem neuen größerm Gedichte — nach dem Einen episch, nach dem Andern dramatisch, arbeiten. — In einem liebenswürdigen Besucher unsrer Stadt in letzter Zeit, in dem Rheinlandsdichter Wolfgang Müller von Königswinter, der eine Uebersiedelung hierher beabsichtigt, würde unsrer poetischen Tafelrunde ein trefflicher Paladin mehr zugewendet. —

Am neuen Museum ist in letzter Zeit die Inschrift enthüllt worden. — ob dasselbe aber seine Räume schon dem Publikum wird öffnen können, steht noch in Frage. Jedenfalls werde ich Ihnen seiner Zeit darüber ausführlichen Bericht erstatten.

U. G.

Berlin, Ende Juli 1855.

Im Lateinischen giebt's eine Redensart, die lautet: „lucus a non lucendo“. Mit demselben Rechte könnte man sagen, der Berliner „Thiergarten“ heiße Thiergarten, weil keine Thiere darinnen sind. Thiere, natürlich in dem engeren Sinne verstanden, wo es seltsame, sehenswerthe, ausländische Thiere bedeutet. Denn schleichendes, kriechendes Gewürm, das giebt es, wie überall, so auch im Thiergarten. — Berlin besitzt keine interessanten Ausflugsörter, was von solchen etwa vorhanden dient der Spekulation, und das Vergnügen die freie Lust zu genießen erst durch Erlegung eines Entrees von mehreren Groschen erkaufen und dann obenein den Nachmittag an einen Sessel gefesselt, auf wenig Quadratfuß Land um sich angewiesen sein und Concertmusik, die auch nur ein ganz flüchtiges Interesse erwecken kann, anhören zu müssen — das ist nicht Jedermanns Sache. Da ist es um so dankenswerther, daß man das sich vom Brandenburger Thore zu beiden Seiten der Charlottenburger Chaussee weit hinerstreckende Gehölz alljährlich zu verschönern sucht, durch einzelne kleine Partien angenehmer macht, Spazierwege die Kreuz und Quer führt, Ruhebänke in großer Zahl anbringt, hier und da selbst Statuen aufstellt und diese ausgewählten Punkte durch kleine, im Ganzen nicht sehr bedeutende Gartenanlagen hervorhebt. Dieses Gehölz nun nennt der Berliner stolz seinen Thiergarten. Den Eingang am Brandenburger Thore findet man regelmäßig von einer Schaar Packwaarenverkäuferinnen umlagert; ein einbeiniger Mann hält Cigaretten in einer kleinen Kiste feil und schon beim Eintritte fühlt man sein Trommelfell von dem Kampfe zweier Feierkassen bedroht, von denen jeder seine Melodie dem Vorübergehenden besonders bemerkbar machen will. Dazu das Wogen einer zahllosen Menge, wie man sie namentlich an schönen

Sommernachmittagen dort antrifft, das Rasseln der Dreschken und Equipagen, das Pfeifen und Schnauben einer auf der Verbindungsbahn vorbeieilenden Lokomotive — und dazu ein Blick auf die hoch oben auf dem Thore in immerwährend triumphirender Stellung in einem, mit vier feurigen Rössen bespannten Wagen in Berlin Einzug halten wollende Siegesgöttin; da möchte man fragen, ob Hellet's „'s giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien“ nicht eine kleine Unwahrheit enthielte! — Nun giebt's denn aber im Thiergarten Vergnügen, Amusement? Dabin ist doch des Berliners Streben bei seinen Wanderungen hauptsächlich gerichtet! — Allerdings. Man findet da die Dame von Stand und Vermögen so gut wie die Nähterin, die sich vielleicht die Finger an einem Garderobestück für jene arg zerstoßen hat und sie nun in den feinsten Handschuhen versteckt. Um die eine von der andern zu unterscheiden, müßte man ihnen schon stark auf die Finger sehen. Da lustwandelt der Herr Geheimrath so gut wie der sich nach dem Geheimrathstitel Sehrende. (In Parenthese gesagt, dieser Titel schließt den größten Theil der Wünsche eines gebildeten, studirt habenden Berliners in sich. Geheimrath zu werden, das muß das Streben jedes Beamten sein.) Da sieht man den Studio noch wohl oder übel mit den großstädtischen Moden, mit Hut und Trak abfinden, und dicht neben ihm den Vertreter des ächten Berlinertums, den Weißbierphilister mit ehrbarer Miene seine Familie nach einem Vergnügungsorte führen. Da trabt und galoppirt der Offizier und schlendert der Gemeine schwelgend in dem bezaubernden Gefühle, hier außerhalb der Stadtmauern eine Cigarre rauchen zu können. Kurz hier findet man alle Stände und Alter vertreten, hieher flüchtet sich Alles, was frische Luft genießen und sich an dem frischen Grün des Grases und Laubes erzeihen will, hier findet man eine große, große Heerde ohne Hirten. Und darin liegt gerade der Reiz, daß man sich in dieses Menschengewirt ganz harmlos hinein bezieht ohne jeden andern Zweck, als um recht viele Gesichter zu sehen. — Dies freilich ist nur die Tages- oder speciell die Nachmittagsseite des Thiergartens im Sommer; wie die Nachtseite beschaffen, werden Sie sich leicht schildern können, wenn Sie hören, daß hier die Proletarier unter freiem Himmel Sommerquartiere beziehen.

Wollte ich Sie weiter und in alle die Vergnügungsorter führen, zu denen man durch den Thiergarten gelangt, so würde ich ein sehr undankbares Geschäft übernehmen. Es sieht in dem einen fast eben so aus, als in dem andern. Das bedeutendste derartige Etablissement wird wohl noch lange das Krollsche bleiben. Das Theater genügt nur sehr bescheidenen Ansprüchen, die Concerte sind auch nichts weniger als unübertrefflich, obgleich die Rudersdorffsche Kapelle sehr Anerkennenswerthes leistet und doch trifft man dort stets ein sehr feines Publikum an. Unter den übrigen öffentlichen Localen möchten wohl der „Hofjäger“, „Moritzhof“ und „Albrechtsbof“ die besuchtensten sein. Keins von ihnen zeichnet sich durch schöne Lage oder sonstige großartige Einrichtungen aus. Man muß zufrieden sein, wenn man dort ein Plätzchen findet, das dem Sonnenschein nicht ausgesetzt ist.

Fragen Sie nun, warum sich die noble Welt gerade nach Morihof wendet, so wird man Ihnen antworten: „Deshalb, weil man dort von Concertmusik verschont bleibt!“ Sehen Sie, so weit ist man schon; überdrüssig der fortwährenden Musik sucht man sich ein Plätzchen, wo sich die „dicke Milch“ in Ruhe genießen läßt. Denn der größte Theil der Morihof Besuchenden ist Milch; Morihof und dicke Milch sind zwei Begriffe, die sich ebensovienig von einander trennen lassen als Berlin und Weißbier, und ein so gewöhnliches und wohlfeiles Gericht die Milch auf dem Lande ist, so muß der Besitzer von Morihof mit diesem Artikel doch ein sehr vortreffliches Geschäft machen.

Ein kurzer Spaziergang führt uns von hier aus in den zoologischen Garten. Schenswerth wird er für Einheimische wie Fremde immerhin sein, auch wenn er nicht so seltne Exemplare wilder Thiere aufweisen sollte als gerade jetzt. Man findet diese Thiere mit wenigen Ausnahmen wenigstens zeitweilig auch in Menagerien: allein was den Gang durch den zoologischen Garten so interessant macht ist, daß je eine Anzahl verwandter Thiere in einem besondern Häuschen oder einem umgitterten freien Raum vereinigt sind. Auf diese Weise sind 34 Nummern durch den Garten vertheilt. Das meiste Interesse möchte wohl das Affenhaus und die Bärengrube beanspruchen. Außerdem zeichnen sich unter den wilden Thieren zwei Leoparden, zwei gestreifte Hyänen, die Löwen und Gueparde aus. Endlich findet man vier Strauße, schwarze Schwäne, eine Büffelherde, Zebus, Antilopen, Zibeththiere, eine junge Gemse, eine große Anzahl einheimischer und ausländischer Vögel, Schlangen etc., ja selbst allbekannte Hausthiere wie Schafe und Schweine fehlen der Abwechslung halber nicht.

Doch nun lassen Sie uns auf Gedankenflügeln zurück in die Stadt eilen und der Kunstzustände des Tages, wenn auch nur sehr flüchtig gedenken. Von Treumann's Gastspiel am Friedrich-Wilhelmstädter Theater habe ich schon gesprochen, allein vom „Theatralischen Unsinn“, einer parodirenden Posse, welche während der letzten Zeit seines Gastspiels bis zum Erdrücken die Räume mit Menschen füllte, noch nicht. Es ist kein übler Gedanke, die Gebrechen und Ausartungen des Schauspiels und der Schauspielkunst zu geißeln. Dies geschieht hauptsächlich in zwei von einer reisenden Gesellschaft aufgeführten Stücken, so daß man also, was für die Zuschauer schon an und für sich von großem Reiz ist, auf der Bühne wieder eine Bühne hat. Treumann wirkte namentlich in der Parodie der Tragödie, betitelt: „Caracalla“ durch die Copirung Davisons; die Verispottung der Manieren in der italienischen Oper dagegen findet in Berlin, wo italienische Oper zum überwundenen Standpunkt gehört, nicht, wie in Wien, ein fruchtbares Feld. Hierfür hat man, seitdem Ascher für Treumann die Rolle übernommen, ein moralisches Drama eingelegt, das aber dem „Caracalla“ bedeutend nachsteht. Wellte man die Miß- und Schauderspiele wirklich verspotten, so ließe sich das ganz

anders bewerkstelligen, als es hier geschieht. Ein Monolog, in dem die glücklichen Schafe das Hauptthema bilden, kann wohl einmal Lachen erregen. Kann aber auch sehr langweilig werden, und das wäre für eine Parodie das allerentsprechlichste. Was die Bühne außerdem bringt ist blutwenig. Charakteristisch für unsere Theaterverhältnisse bleibt's, daß die Schauspieler dann am meisten gefallen, wenn sie ihren eignen Kram verspotten.

Das Königsstädtische, bereits todtgeglaubte Theater, soll zum Herbst in dem Direktor Wallner von Posen einen neuen Leiter erhalten. Man quält sich und quält sich, und am Ende ist doch kein Leben in das vom Anfang an faule Institut zu bringen.

Aber wie steht es denn mit den königl. Bühnen? — Bald, bald werden sie sich wieder zum Weltkampf anschicken, das Ballet treibt sogar zum Entzücken der vielen Fremden aus den Provinzen schon wieder sein Wesen. Was der Winter bringen wird, darauf muß jeder Kunstfreund gespannt sein. Man spricht von mehreren neuen Stücken, so auch von einem neuen Drama Robert Griepenkerl's. Engagirt ist ein junger Liebhaber Herr Carlowa von Leipzig. Schöne Mittel sind vorhanden, so viel sich nach seinem einmaligen Auftreten vor den Ferien als Don Carlos schließen läßt, aber sie bedürfen noch sehr der Durchbildung. Es wäre manche Lücke im Personale auszufüllen. Die wenigen bedeutenden Künstler werden von Jahr zu Jahr älter und ein tüchtiger, vielversprechender Nachwuchs namentlich für das Charakterfach ist nicht vorhanden.

Ueber das Opernpersonal läßt sich ein Gleiches sagen. Die vielverbreitete Nachricht von dem gänzlichen Rücktritt der Frau Köster soll alles Grundes entbehren. Ihr Abgang wäre ein empfindlicher Verlust; Fr. Tietjens von Wien kann, wenn sie wirklich noch die unstrige werden sollte, für jetzt die Köster noch gar nicht ersetzen, ob sie es je können wird, läßt sich auch sehr bezweifeln. Fr. Tietjens wird der hiesigen Oper ein sehr großer Gewinn sein, sie besitzt in der That eine sehr schöne jugendliche Stimme. So lange als diese Stimme etwas Neues ist, wird man Fr. Tietjens mit Lobsprüchen überschütten, dann aber wenn der Reiz der Neuheit vorüber, oder Fr. Tietjens von dem Wohlklang der Stimme einbüßt, was bei der Anstrengung, die zur wirkungsreichen Durchführung der heroischen Partien in den weiten Räumen des Opernhauses erforderlich ist, sehr bald eintreten könnte, wird man an dem feelenlosen Spiele derselben ebenso mäkeln, wie man jetzt über die Invaliden des Opernpersonals raisonnirt. Man weiß wie es das launische Publikum und wetterwendische Recensenten machen. Daß Fr. Tietjens ein Engagement erhalten würde, wie es Johanna Wagner zu Theil geworden, möchte wohl ins Reich der Fabeln gehören. Fordern mag Fr. Tietjens für den Monat 1000 Thlr., wenn sie ihr aber Niemand giebt, wird sie wohl auch mit 500 Thlrn. zufrieden sein. E. M.